

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 38.

Sonntag, 14. Februar.

1915.

(15. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

Kurz darauf kam Olga Lindorn, die von einer Schwärmerei für Magda erfaßt worden war, und froh, ihren Gedanken zu entinnen, empfing sie das junge Mädchen, das von seiner eigenen Liebesangelegenheit so erfüllt war, daß es keinen anderen Gesprächsstoff wußte. Magda verfenkte sich trotz ihrer Mattigkeit in die gewichtige Frage, ob es vernünftig sei, einen Hausstand zu gründen, wenn außer der Offiziersgage nur die Ration und eine geringe Zulage, die ihr Vater leisten würde, vorhanden sei.

Magda redete mit besonderem Feuer für Melgers, da ihr der Unterschied in seiner und Maltis' Liebe so auffallend zum Bewußtsein kam, und das junge Mädchen ging fort mit dem festen Entschluß, das Zögern aufzugeben und den bedeutungsvollen Schritt zu wagen.

Als Magda allein blieb, lächelte sie bitter. Anderen vermochte sie zu raten, sie hatte Fred durch Signe und Signe durch Fred geholfen, das Gelingen und Bangen eines braven Jungen durch ihre warme Fürsprache verkürzt, nur sich selbst verstand sie nicht zu nützen. Sobald sie die Fäden ihres eigenen Schicksals zu entwirren versuchte, verknöteten sie sich nur immer fester.

Einige Tage waren seit jener Aussprache zwischen den Gatten vergangen. Magda fühlte sich wieder wohl, ging ihren Hausfrauenpflichten nach und machte ihre täglichen Besuche bei Fred.

Sie war etwas blaß von der seelischen Erregung, die in ihr nachwirkte, aber das gab ihr einen Anhauch von weicher Weiblichkeit, der sie mit neuem Reiz umfledete.

Sie ordnete gerade ein paar Blumen in den Vasen, als das Telephon läutete. Sie hielt den Hörer ans Ohr.

Eine bebende Frauenstimme fragte in sichtlich Aufregung: „Frau Terbrügge?“

„Ich bin am Apparat“, erwiderte Magda.

„Herr Terbrügge ist mit dem Auto verunglückt und liegt in einer Wohnung im zweiten Stock der Golsstraße 26.“

Mit einem erstikten Aufschrei ließ Magda den Hörer fallen. Als sie ihn nochmals aufnehmen wollte, war die Verbindung bereits abgebrochen. Von rasender Angst gejagt, griff sie in fliegender Hast nach Hut und Mantel, stürzte aus dem Hause, sprang in das erste beste Auto, das vorüberfuhr, und schrieb dem Chauffeur die Adresse zu. Sie handelte wie in einem Traumzustand. Nur ein Gedanke flackerte wie ein Ferkel vor ihren Augen hin und her, Stephan war tot, jede Neue zu spät. Nie wieder würde er zu ihr sprechen, nie würde er erfahren, daß sie ihn liebte!

Und dann war es, als ob eisige Sturzwellen über sie herabsausten, und sie konnte gar nichts mehr denken, nur fühlen mit allen ihren Nerven, wie langsam sich die Entfernung zwischen ihr und ihrem Ziele verringerte.

Endlich hielt das Auto vor einem eleganten kleinen Hause. Sie stieg aus, warf dem überraschten Chauffeur ein Goldstück zu und hastete die Treppen hinauf, so schnell ihre wankenden Füße sie trugen.

Sie klingelte, die Tür wurde geöffnet und sie trat ein, tastend und unsicher, denn das Vorzimmer war in tiefe Dunkelheit getaucht. Da drehte jemand das elektrische Licht auf, sie sah sich um und erkannte zu ihrem sprachlosen Erstaunen Maltis, der, eine Zigarette im Munde, im leichten Hausrock vor ihr stand. Sein Gesicht drückte eine grenzenlose Verblüffung aus.

„Wo ist mein Mann?“ rief Magda ihm atemlos entgegen.

„Ich begreife dich nicht, Magda, woher sollte ich das wissen?“

„Er muß doch hier sein“, sagte sie fassunglos.

Maltis' Gesicht war eine Studie.

„Beruhige dich nur, Magda, das Ganze scheint auf einem Mißverständnis zu beruhen. Setze dich doch einen Augenblick, du bist ja ganz verblödet!“, und er führte sie in einen kleinen Salon.

„Wie kommst du hierher?“ fragte sie und strich sich mit der Hand über die Augen, als erwache sie aus einem quälenden Traume.

„Ich wohne ja hier, Magda...“ sagte er bedeutungsvoll.

Die junge Frau war nicht in der Verfassung, einen Augenblick an den Gedanken zu verschwenden, daß in dieser Tatsache etwas lag, was ihre Anwesenheit hier zu einer Unschicklichkeit stempelte.

In Maltis stieg eine Ahnung auf.

„Bitte, sage mir, Magda, wieso du auf die Idee kamst, daß dein Mann in meiner Wohnung ist?“

„Vor einer Viertelstunde telephonierte mir eine Dame, daß Stephan verunglückt sei und in diesem Hause liege...“

„Und du stürztest da einfach her? Weißt du, daß das sehr unvorsichtig war? Was sollen die Leute denken, wenn man erfährt, daß du hier gewesen bist oder wenn dich gar jemand gesehen hat?“

Sie sah ihn erstaunt an, dann richtete sie sich stolz auf.

„Glaubst du, daß man, wenn man in Todesangst um seinen Mann ist, sich erst erkundigt, wer in dem Hause wohnt, wo man ihn sucht?“

„Wie du ihn liebst, Magda“, sagte er leise und wollte ihre Hand fassen. Sie zog sie zurück.

„Vorerst möchte ich dieser seltsamen Sache auf den Grund kommen.“

Maltis sagte nichts, aber die Ahnung von vorhin, die blickartig aufgetaucht war, gewann immer mehr Gestalt. Er glaubte zu wissen, von wem die falsche Nachricht ausging, und mit dieser Erkenntnis kam auch die Besorgnis, denn wenn Ingeborg Sellmer Magda unter falschen Vorpiegelungen in seine Wohnung lockte,

so verfolgte sie noch einen anderen Zweck damit, als ihr bloß die Qual der Angst aufzuerlegen.

Trotz seines Leichtsinnes war Hans Maltig nicht unehrenhaft. Er trat auf Magda zu, die noch immer wie gelähmt auf dem Sofa saß, auf das sie gleich nach ihrem Eintritt gesunken war.

„Schnell geh' fort, ehe es zu spät wird!“

Sie verstand ihn nicht, aber sie stand mechanisch auf. Da blieb ein Auto vor der Haustüre stehen und gleich darauf kamen eilige Schritte die Treppe herauf. Es klingelte laut und anhaltend.

Maltig war erbläßt. Jetzt verstand er den teuflischen Plan, und ein jäher, wütender Haß erfüllte ihn gegen das Weib, das Fangball mit seinem Leben und Magdas Ehre spielte, um seiner Rache willen. Aber es war keine Zeit zu langer Überlegung.

„Ich muß öffnen, Magda, sonst ist es noch schlimmer . . .“ sagte er tonlos.

Sie nickte. Sie verstand ja nicht einmal, was er meinte. Im nächsten Augenblick hörte sie Stephans Stimme scharf und schneidend fragen:

„Wo ist meine Frau?“

Aber er wartete die Antwort gar nicht ab, sondern war im nächsten Augenblick mitten im Zimmer. Magda stieß einen Freudenschrei aus und wollte auf ihn zu . . .

Er sah entsetzlich aus. In dem blassen Gesicht spannten sich die Adern wie dunkle Stränge, die Augen waren Blutunterlaufen und seine bebenden Lippen mühten sich vergebens, ein Wort zu formen. Magda beachtete er gar nicht, aber vor Maltig trat er hin, und, die geballte Faust erhebend, sagte er mühsam nur das eine Wort: „Schuft!“

Ein Schrei entrang sich Maltig' blutlosen Lippen, er stürzte auf Stephan los, aber dieser schüttelte ihn ab wie einen jungen Hund.

Inzwischen war Magda die Besinnung zurückgekehrt. „Stephan, was ist dir?“ fragte sie totenblau vor diesem Ausbruch.

Ein Blick tiefster Verachtung traf sie.

„Verzeih, daß ich so unzeitgemäß euer Tete-a-tete unterbrach. Ich erwarte morgen Ihre Beugen, Herr Leutnant!“

„Lassen Sie mich Ihnen erklären . . .“

„Soll ich Ihnen zu dem Worte von vorhin noch den Titel Feigling schenken? Fühlen Sie denn nicht, daß Sie jetzt nicht mehr sprechen dürfen, wenn Sie nicht des letzten Restes Ehre in meinen Augen verlustig gehen wollen?“

Mit weit geöffneten Augen hatte Magda dem Wortwechsel der beiden zugehört.

„Du tust Maltig unrecht“, erklärte sie mit bebenden Lippen. „Vor einer Viertelstunde telephonierte mir eine Frau, du lägest verwundet durch ein Automobilunglück in dieser Wohnung. Ich ahnte nicht, daß sie Maltig gehöre, und eilte hierher. Das ist alles, Stephan . . .“

Er lachte bitter und höhniisch.

„Hübsch ausgeonnen das Märchen! Der Trick mit der geheimnisvollen Unbekannten ist ein beliebtes Mittel in zweifelhaften Prozessen. Schaffe mir die Person zur Stelle, die dir telephonierte hat, und ich will dir glauben!“

Katlos sah Magda Maltig an. Der senkte die Augen. Er konnte Ingeborg nicht verraten, wenn sie auch in ihrer frevelhaften Nachsicht unbedacht sein haben hinwarf.

Entnütigt wandte sich Magda ab.

Stephan Verbrügge lachte heiser auf.

„Also du gibst es auf, wie ich sehe. Komm jetzt!“

Mit rauhem Griff faßte er ihre Hand.

„Wir müssen zusammen fortgehen, um wenigstens den Schein zu wahren.“

Und ohne Maltig weiter zu beachten, trat er hinaus, Magda hinter sich herziehend.

Seine Hand tat ihr weh, aber in all dem Entsetzen dieser Stunde blühte wie eine Freude der Gedanke auf,

daß sie ihm doch nicht ganz gleichgültig, daß seine Empörung aus Schmerz und Eifer sucht geboren sein könne.

Im Auto sprachen sie kein Wort miteinander. Zu Hause angekommen, sagte Stephan kurz: „Geh auf dein Zimmer. Ich komme dir gleich nach, ich habe noch mit dir zu sprechen.“ (Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lese Frucht. = 22

Charakterfestigkeit und Eigensinn sehen sich oft zum Verwechseln ähnlich, obgleich das eine Tugend, das andere eine Untugend ist. Gertraud Wolff-Girshberg.

### Küche und Krieg.

Man schreibt uns aus Wien: Diese beiden Worte, diese beiden Welten gehen alle möglichen feindseligen Verbindungen miteinander ein. Es gibt Krieg gegen die Küche, Krieg in der Küche, und am Ende steht gar die Küche mit Kochlöffel, 30:5-Kasserolle und Zudermörser gegen den Krieg. Das heißt — damit unsere lieben Feinde ja nicht, von Mitleid übermannt, das Völkerecht zu achten begönnen! — wir in Wien haben so viel zu essen wie im Schlaraffenland. Nur daß der Wiener Magen sich das Schlaraffenland bisher als einen einzigen Faschingskrapsen, ein Trumm Rindfleisch und ein ganzes „Reindl“ voll „Einbrenn“ vorgestellt hat. Jawohl, es geht gegen nichts Geringeres als diese drei Dinge, auf denen der Weltruhm Wiens bisher beruhte: Wiener Rindfleisch, Wiener Mehlspeis und Wiener „Einbrenn“, einem mysteriösen Geschmor aus Mehl und Fett, mit dem man das schönste Gemüse um seinen Geschmack brachte. Sie sehen, das regt mich nicht sehr auf, und die ganze Geschichte ist auch nicht sehr aufregend, denn Nahrungsmittel, gute, wohlfeile und nahrhafte Nahrungsmittel sind da in Fülle und Fülle. Und das andere . . . Ein sehr hoher Herr, der an der Spitze einer Grohbanl steht und mit dem ich kürzlich diese ernsthaften Angelegenheiten ernsthaft besprach, sagte mir: „Sie können sich nicht denken, wie gleichgültig mir das ist, ob die Knödel aus Weizen- oder Gerstenmehl sind. Nur Knödel müssen es sein.“ Gut, aber der bürgerliche Wiener Gaumen, der Gaumen des kleinen Mannes besteht auf seinem Schyloschein von einem Viertel Pfund Rindfleisch und einem Weizenmehlknödel.

Das ist überhaupt sozialpolitisch das Aller-Interessanteste: die Oberschicht, deren Geschmacksnerven mehr international, bald an französische, bald an englische, italienische oder Hamburger Küche gewöhnt sind, tragen diese Womblung der Wiener Kriegsküche mit Humor. Nur die große Masse versteift sich. Sie ist das „so gewöhnt“. Sie ist in dem Irrtum befangen, schlechter genährt zu sein, wenn sie sich ein wenig anders nährt. Zum Beispiel: In der ganzen Welt, vor allem in England und Paris, aber auch in Graz und Prag ist Hammelfleisch eine ebenso tägliche, ebenso bei arm und reich beliebte Speise wie unser Rindfleisch. Und nun wäre es sehr angezeigt, daß in Anbetracht des Pferdeverbrauches im Kriege und der größeren Anforderung von Zugrindern statt der Zugpferde zur Feldbestellung der Rindfleischkonsum ein bißchen eingeschränkt würde. Aber vorläufig ist der Wiener dazu nicht zu haben, obwohl mir das Hammelfleisch viel schmackhafter, pikanter, abwechslungsreicher erscheint. Der Wiener aber ist es „so gewöhnt“.

Gerade die ärmeren Schichten des Volkes haben gegen alles Neue ein gewisses Mißtrauen. Sie glauben gleich betrogen zu sein, wenn man ihnen etwas gibt, was sie nicht kennen. So erging es also dem Hammelfleisch. So dem „Griechreis“, einem anderen Kriegsprodukt, das aus Weizen hergestellt wird und das Griechweizenmehl vertreten soll. Griechreis ist um 50 Prozent billiger als Grieß. Dennoch findet er, eine Statistik hat es ergeben, nur in den reicheren Haushaltungen Verwendung. Diese Antipathien der kleinen Leute darf man gewiß nicht hart beurteilen, eher mit lächelnder Nachsicht. Aber auch mit einem gewissen Bedauern, denn gerade in ihrem materiellen Interesse läge die Beförderung. Das Ministerium des Innern verfuhr es mit einem „Reichblatt“. Die Organisation der Hausfrauen mit „Kriegslosgewand“; nun will die Gemeinde auf den Fahrplänen des Straßenbahn Kriegslosgewand über die neuen Kochrezepte, kochte Hammelfleisch, Gerstenmehl usw. propagieren.

Wichtiger als die Fleisch- ist ja die Mehl- und Brotfrage. Da mußte die Regierung auch eingreifen. Sehr behutsam, sehr gelinde, aber in dem Agrarstaat Osterreich-Ungarn vollauf genügend. So darf vom 6. Februar nur zweimal in der Woche Buderwareng Gebäck (Kuchen) und zwar nur mit 50prozentigem Feinmehlgehalt, gebacken werden. So wird an Private Weizenmehl nur in geringen Quanten und stets nur bei Abnahme von gleichzeitig zweimal so viel Gerstenmehl abgegeben. Man ging nicht einmal so weit, das Wiener Kleingebäck, in Deutschland „Brötchen“ genannt, in seiner unerschöpflichen Vielzahl von Semmeln, Rapseln, Salzstangeln, Baunzerln, Wederln zu verbieten. Man mußte nicht so weit gehen, und dennoch war das Wenige schon ein Krieg gegen die Mehlspeisen, auf die der Wiener so verfaßt ist. Wien war eben das Dorado der Feinschmecker. Wir wußten gar nicht, wie epikurisch wir lebten, und es ist ganz gut, daß auch wir im Hinterland ein bißchen von der spartanischen Einfachheit, wie sie Krieg und Schützengraben mit sich bringen, zu spüren bekommen. Dr. H. W.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Das Theatergeschäft im Kriege. Die deutschen und österreichischen Theater haben trotz der schwierigen durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse zum großen Teil ihre Pforten geöffnet und spielen, obwohl Ausfichten auf Gewinn bei der jetzigen Lage nicht bestehen. Wie sich die finanzielle Situation der Bühnen nunmehr gestaltet hat, das erzählt, hauptsächlich an dem typischen Beispiel der Berliner Theaterverhältnisse, der bekannte Fachmann in allen Theaterfinanzfragen, Dr. Max Epstein, in einem interessanten Aufsatz der „Schaubühne“. Besonders schlecht sind die Theaterdirektoren daran, die sehr hohe Mieten zu zahlen haben oder, wenn sie Eigentümer ihrer Theater sind, große Hypothekenzinsen. So muß Max Reinhardt als Eigentümer seiner Theater alle Hypothekenzinsen selbst tragen, während die Direktoren, die nur Mieter sind, von den Eigentümern beträchtliche Mietnachlässe verlangt und erhalten haben. Die Höhe der Nachlässe ist je nach dem Inhalt des Vertrages und nach der Sicherheit des Direktors verschieden ausgefallen. Wo ein sehr reicher Mann Pächter ist, wie beim Theater des Westens, muß er die volle Miete weiter zahlen. Das ist aber auch der einzige Fall in Berlin; sonst haben die Direktoren von den Eigentümern im allgemeinen eine Herabsetzung der Miete um etwa ein Drittel erhalten, das Deutsche Künstlertheater, das sich schon vor dem Kriege nicht gut rentierte und in dieser Saison noch keinen Erfolg erzielen, sogar um zwei Drittel. Dem Deutschen Opernhaus ist von dem Eigentümer, der Stadt Charlottenburg, die Miete überhaupt erlassen worden. Die Direktoren haben mit ihren Mitgliedern vielfach nur ganz kurzfristige Verträge abgeschlossen. Gerade bei den bestkulturbizierten Theatern, bei denen es sich um sehr große Objekte handelt, können bei einer langen Dauer des Krieges Verluste entstehen, während bei kleineren Unternehmungen, selbst wenn sie schlecht fundiert sind, die Beteiligten größere Rücksicht nehmen. Im Deutschen Theater, wo zunächst Schafspeare trotz aller zustimmenden Antworten auf eine Umfrage nicht mehr „ziehen“ wollte, hat der große Erfolg des „Wallenstein“ jeden Zweifel an dem gesicherten Fortbestehen dieser bedeutenden Bühne gehoben; auch die Kammerspiele arbeiten mit vollen Häusern. Alle Berliner Theater sind jetzt geöffnet, mit Ausnahme des Metropoltheaters, das zu Weihnachten auch seine Spielzeit beginnen soll. In den ersten zwei Dritteln des Weihnachtsmonats geht das Theatergeschäft stets schlecht; zudem aber müssen auch die vielen Bühnen einander das Publikum wegnahmen. Bisher waren die Einnahmen am Sonnabend und Sonntag fast überall ausgezeichnet; jetzt aber, da fast alle Theater offen haben, wird es schlechter, und Epstein schlägt deshalb vor, einzelne Theater sollten der Reihe nach eine bestimmte Zeit geschlossen bleiben oder die Theater sollten nicht täglich spielen. In Wien machen die Theater ganz gute Geschäfte; auch in Dresden sind sie erträglich. Viel mehr leiden schon Hamburg und Leipzig unter starker Ungunst der Theaterverhältnisse. Im allgemeinen liegt es aber überall ähnlich wie in Berlin. Die stellungslosen Schauspieler und Sänger werden überall teilweise durch hunte Abende und Vorträge beschäftigt, die sich jetzt großer Beliebtheit erfreuen.

Verschwundene „Pariser Berufe“. Der Krieg, der das Bild von Paris so völlig verändert hat, hat auch eine Reihe jener typischen Pariser Berufe verschwinden lassen, die so manches zu der Eigenart des Straßenlebens an der Seine beitrugen. „Bergebens sucht man vor dem Louvre und dem Hof des Louvre“, erzählt ein Mitarbeiter des „Journal des Débats“, „jene herumlungernnden Leute, die immerfort auf der Lauer waren, jedem Vorübergehenden in allen Sprachen der Welt anzubieten, sie wollten ihn zur Gioconda führen. Der Louvre ist nämlich geschlossen, und Leonardos Meisterwerk schlummert nach seinen mancherlei Irrfahrten der letzten Zeit sicher in den Gewölben von Montauban. Vom Boulevard sind die eifrigen Sammler von Zigarrenstummel verschwunden, nicht etwa, weil die Tugend nun unter der Pariser Bevölkerung so groß geworden ist, daß man den Genuß des Nikotins aufgegeben hat, sondern weil vor den Cafés die Tische und Stühle verschwunden sind und keine muntere Menge hier mehr plaudert und niemand Zigarren wegwirft. Hinter den Droschken, die, mit Koffern beladen, von den Bahnhöfen her kamen, liefen früher junge Leute her, und der Sieger in diesem Wettlauf erlangte als Belohnung die Gunst, die Koffer bis in das fünfte Stockwerk hinaufzutragen. Auch diese nützlichen Mitglieder der Menschheit sind verschwunden, und man hat jetzt das Vergnügen, sich sein Gepäck selbst hinaufzuschleppen unter dem gleichgültigen Blick des trägen und spöttischen Portiers. In der Umgebung der Oper, in der Nachbarschaft der großen Banken traf man noch Hunderte von Männern an, die unter den Armen sorgfältig verschlossene große Portefeuilles trugen. Es waren die Kassenboten, die stets einen Eindruck von Reichtum und blühenden Geschäften machten. Seit dem Moratorium sind sie nicht mehr sichtbar. Wohl gibt es noch Banken und Bankbeamte; aber die letzteren bleiben in den ersteren, denn es gibt nichts mehr auszahlend. Vor den Türen der Paläste waren bei großen Empfängen und Gesellschaften stets zahlreiche Gaffer versammelt, eine bunte Menge, Zeitungsjungen, Kinder, Greise und Bettler; sie bildeten Spalier und sahen die Damen in den kostbaren Toiletten und Pelzen aus den eleganten Autos steigen, und ein bewunderndes Klüstern lief durch die ärmlichen Reihen. Diese Pariser Straßenszenen sind mit einem Schlage fortgeweht; es gibt keine rauschenden Feste mehr. Und selbst an den Pforten des Instituts, gegenüber dem Pont des Arts, wo sich bei den öffentlichen Sitzungen der Akademie das lebendigste Bild entfaltet, ist es nun öde und leer. Keine Veranstaltung war ja besuchter, wurde von der großen Welt mit höherem Brum ausgefattet, als diese großen Tage der vierzig Unsterblichen. Die Akademien halten zwar noch immer ihre öffentlichen Sitzungen, vor den Türen wie hinter den Türen fehlt aber das gewohnte Bild. Alles ist öde und leer. In den nur mäßig gefüllten Räumen halten die Gelehrten ihre Vorträge vor einem uninteressierten Publikum; die Wissenschaft steht auf einem verlorenen Posten, denn die Gesellschaft fehlt . . .“

\* Aus einem neuen französisch-deutschen Wörterbuch. Die „Biller Kriegszeitung“ bringt nachstehende Stichproben aus einem neuen französisch-deutschen Wörterbuch, dessen Erscheinen der Krieg notwendig gemacht hat:

l'ami	der Engländer
le barbare	der Deutsche
le bassin	der Schützengraben
la belle Lilloise	die Wachsbieste oder die Moraschwester
la cavallerie	das Fußvolk
le canapé	das Brennholz
le château	die Doktorwohnung
la chaussée	das Fußschlammbad
la coronne	der Baternschred
l'équipage	die Proke
la mairie	(Druckfehler, soll Marie heißen)
quel malheur	der leere Weinkelker
la mode	schwarz
la rue nationale	der Strich
la passago	der Drahtzaun
retour	französischer Angriff
au reservoir	im Laufgraben
le salon	der Unterstand
la servietta	die Seltenheit
London	Dunkelheit
Lille	allgemeiner Ausbruch für eine deutsche Stadt.

# Schach

Alle die Schachbegehrten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

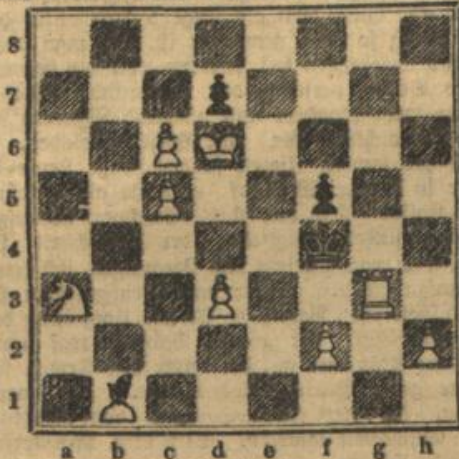
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 14. Februar 1915.

## Schach-Aufgaben.

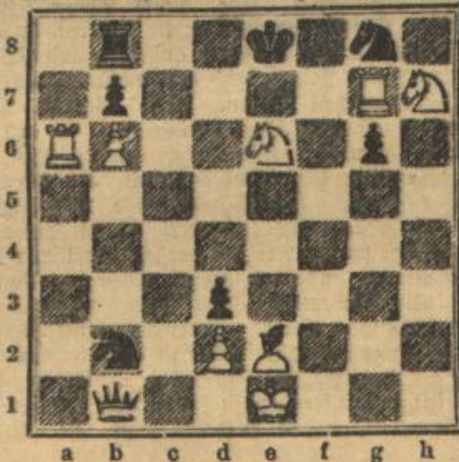
Nr. 304. Von A. Walfisz in Wiesbaden.



Matt in 5 Zügen.

Eine Zugzwangsaufgabe mit sehr hübscher Pointe.

Nr. 305. Von O. Fleckner (D. Wochenschach).



Matt in 2 Zügen.

## Partie Nr. 111. (Skandinavisch.)

Meisterturnier zu Mannheim 1914.

Spielmann	Mieses	13. D d1×f3	c6×d5
1. e2—e4	d7—d5	14. c4—c5!	Sb6—c8
2. e4×d5	Sg8—f6	15. Tal—d1! <sup>3)</sup>	0—0 <sup>4)</sup>
3. d3—d4 <sup>1)</sup>	Sf6×d5	16. Sc3×d5	Dd8—a5 <sup>2)</sup>
4. c3—c4	Sd5—b6	17. Lb2×g7	Kg8×g7
5. Sg1—f3	Lc8—g4	18. b3—b4	Da5×a2
6. Lf1—e2	Sb8—c6	19. Df3—c3 †	Kg7—g8
7. d4—d5	Lg4×f3	20. Td1—d2	Da2—a4
8. Le2×f8	Sc6—c5	21. Tf1—a1	Da6—c6
9. b2—b3	g7—g6	22. b4—b5	Dc6×b5
10. Lc1—b2	Lf8—g7	23. Sd5—c7 und Weiß ge-	
11. Sb1—c3	c7—c6 <sup>2)</sup>	wann nach einer Reihe von	
12. 0—0	Se5×f3 †	Zügen.	

<sup>1)</sup> Den Bauern mit c2—c4 zu verteidigen, ist nicht empfehlenswert, denn Schwarz erlangt darauf mit c7—c6 ein gutes Angriffsspiel. Auch 3. Lb5†, Ld7, 4. Lc4, Lg4, 5. f3, Lf5, 6. Sc3, c6† gibt dem Nachziehenden gute Angriffschancen. — <sup>2)</sup> Besser wäre Dd6 (Sb5, Db4†). — <sup>3)</sup> Dieser starke Zug gewinnt die Partie. — <sup>4)</sup> Auf 16. . ., e6 entscheidet 16. Sd5×, Lb2× 17. Sb6, Dd1× (D e7,

Td7) 18. Td1×, ab 19. Db7× zu Gunsten von Weiß. — <sup>5)</sup> Falls 16. . ., Lb2×, so 17. Sf6†, Lf6× 18. Td8× Td8, 19. Db7× und Weiß gewinnt.

## Auflösungen:

Nr. 300 (2 Züge). 1. Te6.

Nr. 301 (3 Züge). 1. De7, Tg5 2. D×g5. Diese Aufgabe ist leider durch 1. Dg2 nebenlöslich.

Nr. 300 wurde von F. S., Dr. M., J. K., Hbm., Wdw., C. E. Bergling, Bdr., Max Deubert, Wilh. Hansohn und Paul Zimmermann, sämtlich in Wiesbaden, richtig gelöst. Die gewollte Lösung von Nr. 301 fanden F. S., Dr. M., J. K. und Bdr. in Wiesbaden, die Nebenlösung wurde von Hbm., Wdw., C. E. Bergling und Paul Zimmermann gefunden.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.



## Anagramm.

Alma, Haut, Reifen, Noten, Kreta, Arsen, Streich, Launen, Rezept, Leim, Eris.

Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang ein modernes Kriegsmittel nennen.

## Rätsel.

Meist ist's ein frostiger Gesell,  
Streut Eis und Schnee dir auf den Hut;  
Ein andres Zeichen nur, und schnell  
Verwandelt, dürstet es nach Blut. H. v. F.

Was mit a als traurig verheertes Land,  
Ist mit u als Delikatesse bekannt. v. F.

## Versteckrätsel.

Es ist ein Kriegssinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben in nachstehenden Wörtern versteckt sind (wie na in Knabe, Nacht oder Erna) und zwar der Reihe nach in jedem Wort eine Silbe.

Kabine, Notiz, Spanne, Freund, Orden, Gleis, Kanne, Rübe, Bergmann, Zeuxis, Argentinien, Linde, Amtspraxis, Tasche.

## Anagramm.

1	2	3	4	Insel im Mittelmeer.
2	4	3	1	Erquickung.
3	1	2	4	Ungarische Könige.
4	3	1	2	Biblischer Name.

## Auflösungen der Rätsel in Nr. 63.

**Hieroglyphen:** Goldner Segen lohnt der Hände Fleiß.  
— **Ein Fliegenschurz:** Auch die Japse können euch nicht mehr aus der Patsche ziehn. (Die Felder sind vom linken oberen Eckfeld an zu numerieren und in der durch die in der Mitte stehenden Zahlen angegebenen Reihenfolge zu verbinden.)